

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

d

Felix Francis
Verzockt

Ein Sid-Halley-Roman

ROMAN

Aus dem Englischen von
Malte Krutzsch

Diogenes

Titel der 2013 bei Michael Joseph, London,
erschienenen Originalausgabe: »Refusal«
Copyright © 2013 by Felix Francis
Covermotiv: Foto von cquigley (Ausschnitt)
Copyright © cquigley / depositphotos

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
80/16/852/1
ISBN 978 3 257 30039 0

Nein«, sagte ich. »Ausgeschlossen.«
 »Es muss sein, Sid.«

»Warum?«

»Zum Wohl des Galopprennsports.«

Die Taktik kannte ich.

»Ich bin doch in Rente«, erwiderte ich. »So was mache ich nicht mehr.«

Sir Richard Stewart, Vorsitzender der obersten britischen Rennsportbehörde BHA, hatte sich nicht vom Regalauffüller zum Geschäftsführer der größten Supermarktkette auf der Insel hochgearbeitet, indem er »Nein« als Antwort gelten ließ.

»Ach, kommen Sie, Sid«, sagte er mit einem schlaun Lächeln. »Jeder weiß, dass Sid Halley immer noch zu den Besten gehört.« Sir Richard knuffte mich in den Arm. »Und Sie wollen es doch auch.«

Wollte ich das?

Privatdetektiv war ich seit knapp sechs Jahren nicht mehr. Inzwischen hatte ich mich als einigermaßen erfolgreicher unabhängiger Investor etabliert, hauptsächlich im Handel mit Blue Chips auf den großen Märkten, zunehmend aber auch mit der Finanzierung junger Unternehmer, die gute Ideen hatten, aber knapp bei Kasse waren.

Sechs relativ stressfreie Jahre, in denen niemand darauf aus gewesen war, mich zu verprügeln oder Schlimmeres.

»Nein«, wiederholte ich entschieden. »Ich möchte wirklich nicht, weder jetzt noch überhaupt.«

Das hörte Sir Richard offensichtlich gar nicht gern.

»Sid«, und er zog den Namen ein paar Sekunden in die Länge, »darf ich Ihnen etwas im Vertrauen sagen?«

»Selbstverständlich.«

Er beugte sich zu mir vor, als hätte er Angst, belauscht zu werden, dabei saßen wir allein im Wohnzimmer meines Hauses in Oxfordshire.

»Ich befürchte ernsthaft, dass die ganze Zukunft unseres Sports auf dem Spiel steht.« Mit hochgezogenen Augenbrauen und zusammengepressten Lippen nickte er mir zu, als wollte er das Gesagte unterstreichen. »Der Rennsport lebt von seiner Integrität. Klar, natürlich kann fast jeder von verschobenen Rennen und gedopten Pferden erzählen, aber im Großen und Ganzen ist der Rennsport eine saubere Sache. Sonst wäre das Vertrauen nicht da, das die Leute zum Wetten brauchen, und wo kämen wir da hin?«

Ich schwieg.

»Deshalb investieren wir von der BHA so viel Zeit und Geld in Dopingkontrollen und ahnden Verstöße so streng. Es macht uns nicht gerade Spaß, jemandem die Lebensgrundlage zu entziehen, aber andere müssen abgeschreckt werden.«

Ich nickte. All das war mir bekannt.

»Weshalb dann die Panik?«, fragte ich.

»Ich bin überzeugt, dass jemand dabei ist, das System

auszuhebeln. Durch Wettmanipulation. Deshalb brauchen wir Sie.«

»Und der Sicherheitsdienst der BHA?«, fragte ich. »Können die dem nicht nachgehen?«

»Ich habe sie dazu angehalten«, seufzte er. »Es sei alles in Ordnung, und ich sei im Irrtum, hieß es. Aber ich weiß, dass ich recht habe.«

»Und woher?«

»Ich weiß es einfach.«

Schlüssig klang das nicht gerade, aber Sir Richard hatte schon oft für gewagte Überzeugungen eingestanden und sich noch selten geirrt.

»Es tut mir leid«, sagte ich im Aufstehen, »ich kann Ihnen trotzdem nicht helfen.«

Sir Richard sah mich an. »Können oder wollen Sie nicht?«

»Beides. Und wahrscheinlich wäre ich ohnehin nicht zu gebrauchen. Ich habe das Detektivspielen verlernt.«

»So ein Quatsch!« Sir Richard erhob sich ebenfalls. »Haben Sie auch das Atmen verlernt? Der Sid Halley, den ich kannte, hat mit geschlossenen Augen mehr erfasst als die ganze Londoner Polizei mit offenen.«

Ich schaute ihn aus fünfundzwanzig Zentimetern Entfernung an.

»Ich bin nicht mehr der Sid Halley, den Sie kannten.«

Er sah mir in die Augen, bis ich mich nach ein paar Sekunden abwandte.

»Das ist wirklich schade«, meinte er seufzend.

Mir war jämmerlich zumute, aber mehr konnte ich dazu nicht sagen.

»Dann gehe ich wohl besser.« Sir Richard nahm seine Aktentasche vom Sofa. »Hier verschwende ich offensichtlich meine Zeit.«

Jetzt war er nicht nur enttäuscht, sondern obendrein verärgert.

»Ich finde selbst hinaus«, brummelte er mit einem Rest an Höflichkeit. Er wandte sich zum Gehen.

»Sir Richard.« Ich legte ihm die Hand auf den Arm. »Es tut mir sehr leid, aber ich mache so was nicht mehr.«

»Das hat mir der gute Admiral Roland vorige Woche auch gesagt, bloß war ich etwas skeptisch.« Er hielt inne und sah mir wieder in die Augen. »Sid, ich bin fest überzeugt, dass der Rennsport, wie wir ihn kennen und lieben, in Gefahr ist.«

Er hat Angst, dachte ich. Richtig Angst.

»Was für Beweise haben Sie?«, hörte ich mich fragen.

Verdammt. Nicht doch. Ich durfte mich da nicht reinziehen lassen.

Sir Richard klappte die Aktentasche auf und zog eine durchsichtige Plastikmappe mit einigen Bogen Papier hervor. »Ich habe eine Liste der Rennen zusammengestellt, deren Ausgang mir manipuliert worden zu sein scheint.«

»Was für faktische Beweise haben Sie denn?«, fragte ich.

»Glauben Sie mir nicht?« Sir Richard schnaubte durch die Nase und richtete sich zu voller Größe auf, so dass er mich gut und gern um einen Kopf überragte.

»Ob ich Ihnen glaube, spielt keine Rolle«, ging ich über seine Entrüstung hinweg. »Aber stichhaltige Beweise möchte ich schon gerne sehen.«

»Heißt das, Sie helfen mir doch?« Er schöpfte wieder Hoffnung.

»Nein«, sagte ich. »So habe ich das nicht gemeint. Aber wenn Sie möchten, werfe ich mal einen Blick auf Ihre Liste.«

Er gab mir die Mappe. »Behalten Sie sie. Ich habe Kopien davon.«

»Mit wem haben Sie sonst noch darüber gesprochen?«, fragte ich.

»Wie meinen Sie das?«

»Mit wem außer dem BHA-Sicherheitsdienst haben Sie darüber gesprochen? Hat sonst noch jemand Ihre Liste gesehen?«

Meine Fragen schienen ihn zu überraschen. »Ja, schon.«

»Wer denn?«, hakte ich nach.

»Einige Kollegen vom BHA-Vorstand. Und meine Sekretärin natürlich. Die hat sie mir abgetippt.« Er lächelte.

»Sonst noch jemand?«

»Der eine oder andere in meinem Club. Der Admiral zum Beispiel. Ihn wollte ich überreden, sich an Sie zu wenden.«

Ich seufzte innerlich, sagte aber nichts.

»Ist das ein Problem?«, fragte er.

»Es wäre vielleicht klüger, Ihre Sorge für sich zu behalten. Wenigstens, bis etwas bewiesen ist.«

»Beweise scheint ja niemand suchen zu wollen«, entgegnete er gereizt. »Alle glauben, ich spinne mir da was zusammen.«

»Trotzdem sollten Sie Ihren Verdacht vielleicht nicht so herumtragen. Es könnte an die falschen Ohren dringen. Wenn tatsächlich was läuft, sollen die Täter ja nicht dahinterkommen, dass Sie ermitteln.«

»Wo ermittle ich denn?«, gab er verärgert zurück. »Und wenn ich mit ein paar Leuten aus dem Club rede, ist das ja wohl noch kein Herumtragen.«

Ich hielt lieber den Mund, aber wenn ich aus zehn Jahren Detektivarbeit etwas gelernt hatte, dann, dass man mit Geheimhaltung und Überraschung normalerweise am besten fuhr.

Und die Zugehörigkeit zu Sir Richards Club wies nicht jeden gleich als vorbildliches Mitglied der Gesellschaft aus. Seit Jahrhunderten durchläuft ein steter Strom von Schwindlern, Hochstaplern, Dieben und Mördern die britischen Gefängnisse, und nicht wenige davon waren Mitglieder der angesehensten Londoner Herrenclubs.

»Sid, helfen Sie mir?«, fragte Sir Richard. »Zum Wohl des Rennsports.«

»Ich sehe mir Ihre Liste an.«

»Gut.«

»Aber ermitteln werde ich nicht«, schob ich schnell nach. »Das habe ich, wie gesagt, aufgegeben.«

»Ihre Einschätzung bekomme ich aber?«

»Ja. Ich sehe mir die Liste an und sage Ihnen, was ich davon halte.«

Er nickte, als genügte ihm das. »Dann gehe ich jetzt mal, sonst verpasse ich den Zug.«

»Fahren Sie nach London zurück?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, zu meinem Haus bei Winchester. Von Banbury aus geht da jede Stunde ein Zug.«

»Soll ich Sie zum Bahnhof bringen?«

»Nein danke.« Er lächelte. »Ein Taxi wartet auf mich.«

Wir traten in den Märzsonnenschein hinaus, und ich ging mit ihm zum Wagen. Als sie losfuhr, winkte ich. Bildete er sich das ein, oder stimmte wirklich etwas nicht mit dem britischen Rennsport? Und wenn nicht ging mich das noch etwas an?

Ich stand noch mit erhobenem rechten Arm auf der Straße, als Marina mit unserem Range Rover den Berg herunterkam und durchs Tor bog.

»Wer war das?«, rief sie im Aussteigen. Sie hielt eine leuchtend grüne Tragetasche in der Hand.

»Sir Richard Stewart«, sagte ich.

»Und wer soll das sein?«

»Der Vorsitzende der Britischen Rennsportbehörde.«

»Was wollte er denn?«

»Er möchte, dass ich irgendwelchen krummen Mächenschaften im Rennsport nachgehe.«

Steif blieb sie vor mir auf dem Kiesweg stehen.

»Und was hast du gesagt?«

»Dass ich keine Ermittlungen mehr anstelle.«

Sie entspannte sich ein wenig, besonders in der Hals- und Schulterpartie.

»Gut.«

»Was hast du gekauft?«, wechselte ich das Thema.

Sie lächelte. »Etwas für Sassy. Ich konnte nicht widerstehen.« Sie griff in die Tasche und zog ein rosafarbenes Kinderkleid mit blauen Streifen und gelber Stickerei auf dem Leibchen hervor. »Ist das nicht süß? Und es war im Angebot.«

»Hübsch«, sagte ich.

Sassy war unsere Tochter. Saskia, genau gesagt. Kessy

hätte auch zu ihr gepasst. Sechs Jahre war sie alt, angehende sechzehn, und wurde schneller groß, als mir lieb war.

»Das kann sie zu Annabels Geburtstag anziehen.«

Annabel war Sassys beste Freundin in der Schule.

»Hübsch«, sagte ich noch einmal.

Wir gingen in die Küche, und Rosie, eine unserer beiden roten Setterhündinnen, kam zu uns und schmiegte sich in der Hoffnung auf ein Leckerli an mein Bein.

»Was für krumme Machenschaften?«, fragte Marina ohne Betonung.

»Ach, nichts.« Ich winkte ab. »Sir Richard spinnt sich was von manipulierten Rennergebnissen zusammen. Sein eigener Sicherheitsdienst sagt aber, da ist nichts dran, und das sind keine Hohlköpfe.«

»Und du hast ihm gesagt, es interessiert dich nicht?«

»Ja. Keine Sorge. Es liegt mir fern, irgendwelche Ermittlungen anzustellen. Er möchte, dass ich mir eine Liste von Rennen ansehe, die seiner Ansicht nach nicht ganz kosher waren.«

»Und das machst du?«

»Ich werfe nachher mal einen Blick drauf.«

Sie war nicht glücklich damit. Ich sah es ihr an.

Marina und ich waren aus London weggezogen, als sie im siebten Monat mit Saskia schwanger war. Es sollte ein Neuanfang sein – in ländlicher Ruhe.

Sie hatte mir zwar nicht direkt ein Ultimatum gestellt, aber doch ziemlich auf den Tisch gehauen. Sie liebe mich und habe versucht, meinen Beruf positiv zu sehen, aber ein Leben, bei dem sie an jeder Ecke auf Ganoven mit Schlagringen oder schallgedämpfter Pistole gefasst sein müsse, könne

sie nicht mehr führen. Die dauernde Angst zehre zu sehr an ihr, und mit dem Baby werde alles nur noch schlimmer.

Entweder sie oder der Beruf, hieß das.

Die Entscheidung war mir leichtgefallen.

Als Jockey hatte ich seinerzeit den Beruf über meine erste Frau gestellt, und rückblickend war das ein Fehler gewesen.

Marina konnte ich keinen Vorwurf machen. Man hatte sie angeschossen, zusammengeschlagen und immer wieder bedroht, um mich von meinen Ermittlungen abzubringen.

Denn in Verbrecherkreisen hatte sich herumgesprochen, dass es kontraproduktiv war, sich an Sid Halley selbst zu vergreifen. Der schlug dann nur umso heftiger und entschlossener zurück.

Also hatten sich die krummen Hunde, mit denen ich es berufshalber in schöner Regelmäßigkeit zu tun bekam, darauf verlegt, meine Freundin anzugreifen und sie als Druckmittel gegen mich einzusetzen.

Letztlich hatten sie damit Erfolg gehabt.

Auch das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit muss im Verhältnis stehen. Ich kam zu dem Schluss, dass die Welt ohne das Eingreifen Sid Halleys ihren gerechten oder ungerechten Lauf nehmen sollte.

So wurde ich zum liebenden Ehemann und vernarrten Papa.

Aber mein früherer Beruf blieb gespenstisch präsent – schwer zu ignorieren, selten angesprochen und doch immer da.

Nur gelegentlich rückte das Gespenst so in den Vordergrund wie jetzt und ließ Marina erschauern.

Ich nahm die Plastikmappe mit, als ich Sassy von der Schule abholen fuhr.

»Bring auch Annabel mit«, rief Marina mir durchs Küchenfenster zu. »Sie übernachtet heute bei uns.«

»Etwas ungewöhnlich für Mitte der Woche, oder?«

»Tim und Paula sind für heute Abend nach London gefahren. Ein formelles Essen oder so was.«

»Gut, ich denke dran.«

Meine Tochter täglich von der Schule abzuholen war mir ein echtes Vergnügen. Sie strahlte immer übers ganze Gesicht, wenn sie herauskam, und brannte so sehr darauf, mir zu erzählen, was sie alles erlebt hatte, dass sie beinahe das Luftholen vergaß.

Ihre Schule lag nur anderthalb Kilometer entfernt im Nachbardorf, aber meistens kam ich zu früh hin und musste erst noch zehn Minuten auf Sassy warten. Heute war ich extra früh losgefahren, weil ich in Ruhe Sir Richards Listen durchsehen wollte.

Wie üblich parkte ich den Range Rover gegenüber dem Schuleingang, dann nahm ich die Plastikmappe vom Beifahrersitz.

Neun Rennen waren auf den beiden Seiten verzeichnet, aber wie sie zu der Ehre kamen, ging nicht daraus hervor. Auf den ersten Blick war nichts Auffälliges an ihnen und nichts, was sie unmittelbar verband.

Drei Hürdenrennen, sechs Jagdrennen. Alle hatten in den vergangenen sechs Monaten stattgefunden, zur Hauptzeit der Hindernissaison, immer an den wichtigen Renntagen, aber keines der neun war ein Hauptrennen gewesen. Nur zwei hatte der Favorit oder der zweite Favorit

gewonnen, und alle hatten Siegquoten von mindestens 6:1 erzielt.

Dennoch fiel mir nichts Merkwürdiges oder Ungewöhnliches an ihnen auf.

Warum standen sie also auf der Liste?

Sir Richard Stewart hatte bei seinem Verdacht vielleicht etwas zu viel Phantasie entfaltet, aber er war nicht dumm. Er musste einen Grund für das Zusammenstellen der Liste gehabt haben und hatte offensichtlich erwartet, dass der sich mir erschloss. Bis jetzt war das allerdings nicht der Fall. Vielleicht musste ich mir erst die Videos von den Rennen anschauen.

»Guten Tag, Mr. Halley«, rief jemand.

Ich sah nach rechts zum Schultor hinüber.

»Tag, Mrs. Squire«, grüßte ich durchs offene Fenster zurück.

Mrs. Squire war die Rektorin und hatte die Angewohnheit, sich ans Tor zu stellen, wenn die Schule aus war.

»Sie sollen heute auch Annabel Gaucin mitnehmen, glaube ich.«

»Stimmt.«

Mrs. Squire nickte mir zu und widmete sich dann einer Gruppe von Müttern, die am Tor wartete, zum Teil mit Kinderwagen, in denen die Lernbegierigen der Zukunft saßen.

Die Kinder stürzten aus dem Gebäude und jagten wie üblich holterdiepolter über den Schulhof. Ich stieg aus dem Range Rover und ging über die Straße. Sassy war immer als eine der Ersten am Tor – sie hatte ja den Rennsport im Blut –, aber die offenbar damenhaftere Annabel ließ ande-

ren den Vortritt, so dass Sassy und ich ein paar Augenblicke warten mussten, bis sie bei uns war.

»Hallo, Papa«, rief Sassy und winkte wild.

Von diesem *Papa* konnte ich nicht genug bekommen.

»Hallo, Schätzchen«, rief ich zurück.

Mrs. Squire ließ sie durchs Tor, und sie kam zu mir gerannt und griff nach meiner Hand, nach der rechten, der echten Hand, nicht nach dem Gegenstück aus Plastik und Stahl an meinem linken Arm.

Kurz darauf ließ Mrs. Squire auch Annabel durch, und sie kam zu uns.

»Nimm Saskias linke Hand«, sagte ich ihr, und indem wir ständig nach beiden Seiten schauten, überquerten wir nebeneinander die Straße. Von den Autos der anderen Eltern abgesehen, herrschte zwar kaum Verkehr, aber man konnte nicht vorsichtig genug sein.

Saskia, mein ganzer Stolz, war auf den Tag genau neun Monate nach meiner Heirat mit Marina zur Welt gekommen.

»Ein Hochzeitsnachtbaby«, hatte ein Freund mal mit einem Augenzwinkern zu mir gesagt. »Gut, dass sie nicht früher gekommen ist.«

Ich hatte zurückgegrinst und bei mir gedacht, gut, dass sie mit Verspätung gekommen ist. Marina war definitiv schon in anderen Umständen gewesen, als sie vor dem Altar »Ja« sagte.

Es schien alles so einfach. Wir hatten die Verhütung sein lassen, und Marina war im Handumdrehen schwanger geworden. Umso frustrierender war es dann, dass sie seit Saskias Geburt nicht mehr hatte empfangen können. Wir hatten sämtliche anerkannten Spezialisten aufgesucht, und

alle meinten, medizinische Gründe lägen nicht vor. Wir sollten uns entspannen, dann ginge es schon. Tja, wir hatten uns entspannt, aber in sechs Jahren war nichts passiert, und allmählich fanden wir uns damit ab, dass Sassy wohl unser einziges Kind bleiben würde.

Allerdings war Marina noch jung, und wir versuchten es mit Freuden weiter.

Während Marina mit den beiden Mädchen und den Hunden einen Spaziergang durchs Dorf machte, sah ich mir im Arbeitszimmer die Videos von den neun Rennen auf der Website der *Racing Post* an.

Den schriftlichen Details hatte ich nicht entnehmen können, dass keines dieser Rennen knapp entschieden worden war. Der Sieger hatte jeweils klar in Front gelegen, kaum bedrängt von den anderen.

Das war an sich noch nicht ungewöhnlich. Viele Jagdrennen werden durch gutes Springen über die ganze Strecke gewonnen, nicht durch einen Sprint auf den letzten zweihundert Metern.

War Sir Richard also misstrauisch, weil er dachte, die anderen hätten sich nicht bemüht?

Ich ging die einzelnen Jockeys durch.

Viele von ihnen waren in mehr als einem der fraglichen Rennen gestartet. Aber ein durchgehendes Muster – etwa, dass jedes Mal derselbe Jockey gesiegt hätte – war nicht zu erkennen.

Ich sah mir erneut die Liste an. Zu den Daten der einzelnen Rennen gab es Anmerkungen und Kommentare, die vermutlich von Sir Richard stammten.

Zu einem Rennen in Sandown hatte er notiert: »Eventualquote 8:1, am Toto nur £ 5,60 für den Sieg.« Und zu einem in Newbury: »Sieger 10:1, am Toto nur £ 7,20.«

Die meisten anderen Kommentare lauteten ähnlich. Das Toto zahlte in allen Fällen weniger, als man es bei den Eventualquoten hätte erwarten können.

Der Totalisator setzt Quoten anders fest als die Buchmacher.

Bietet ein Buchmacher einen Kurs von 8:1 an und das Pferd siegt, zahlt der Buchmacher für jedes gesetzte Pfund acht Pfund aus, unabhängig davon, wie viele Leute die Wette eingegangen sind. Und die Eventualquote ist ein aus den Buchmacherquoten beim Start errechneter Durchschnittswert.

Das Toto hingegen geht vom Wettumsatz aus, das heißt, der gesamte auf die Teilnehmer eines Rennens gesetzte Betrag wird schlicht durch die Anzahl der Gewinnscheine geteilt, und daraus ergibt sich der Gewinn. Die Totoquote entspricht daher selten der Eventualquote, mal liegt sie drüber, mal drunter, aber dass sie so viel niedriger ausfällt wie bei den Rennen auf der Liste, ist sehr ungewöhnlich.

Dieser niedrige Totogewinn ließ sich nur damit erklären, dass am Totalisator ungleich höhere Beträge auf die Siegerpferde gesetzt worden waren als bei den Buchmachern.

Vielleicht war das der Grund für Sir Richards Argwohn.

Einen solchen Wirbel brauchte man darum aber eigentlich auch nicht zu machen.

Jeder im Rennsport weiß, dass hohe Wetteinsätze am Totalisator kontraproduktiv sein können, da sie auf die Gewinnquote drücken. Man gewinnt lediglich das Geld zu-

rück, das man gesetzt hat, abzüglich der vierundzwanzig Prozent, die der Totalisator einbehält, um seine Unkosten zu decken und etwas zu verdienen.

Was hatte man davon? Es war verrückt. Erst recht, wenn man bei den Buchmachern bessere Quoten bekam.

Totowetten sind allerdings viel anonymere als Wetten beim Buchmacher, der einen Stammkunden mit dicker Brieftasche leicht wiedererkennt. Und Buchmacher sind die Ersten, die Betrug wittern, wenn ein hoch gewetteter Außenseiter mit Weile gewinnt, denn dann zahlen sie drauf. Dem Toto jedoch ist egal, welches Pferd gewinnt. Es kassiert seine vierundzwanzig Prozent und schaut nur danach, wie viel Geld insgesamt auf die Starter gesetzt wurde. Je höher der Einsatz, desto mehr Kasse. Über unverhältnismäßig hohe Wetten auf den Sieger könnten sich höchstens die anderen Gewinnscheininhaber beklagen, aber sie werden es als Pech abtun, wenn ihr Totogewinn bescheidener als erwartet ausfällt. Wer hadert auch schon, wenn er gerade auf einen Sieger gesetzt und bares Geld gewonnen hat? Da feiert man doch lieber.

Bei den großen Meetings sind buchstäblich Hunderte Wettschalter geöffnet, und das gestresste Personal achtet wenig bis gar nicht darauf, von wem das Geld kommt. Wer es darauf anlegt, kann im Laufe eines Nachmittags viele tausend, wenn nicht zigtausend Pfund auf ein bestimmtes Pferd setzen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich sah mir die Liste nochmals an.

Alle neun Rennen hatten in der zweiten Hälfte des Tagesprogramms stattgefunden, und sieben waren entweder das letzte oder vorletzte Rennen des Tages gewesen.

Reichlich Zeit, das Geld zu setzen.

Und an einem gutbesuchten, wichtigen Renntag ist der Gewinnpool im Allgemeinen so groß, dass einer massiven Wette kein »Verdünnungseffekt« zukommt; eine Quote von 5:1 oder 6:1 kann man nicht direkt schlecht nennen.

Schon gar nicht, wenn, wie Sir Richard angedeutet hatte, jemand den Ausgang der Rennen im Vorhinein kennt.